

Till Westermayer

Der Stern der Nordermark

Freiburg, Dezember 2018

Prolog

Als nächstes wurde die Vertreterin der Feyonari nach vorne gebeten. Sie rückte ihren gewebten, bunt geschmückten Mantel zurecht. Ihre Ringe glitzerten in der Sonne. Im kalten blauen Licht des frühen Winters standen hunderte Menschen und auch eine ganze Reihe von Feyonari.

Mühsam und gebückt trat sie an das Mikrofon, blickte nach links zu der Urne mit der Fotografie. Dann richtete sie sich auf, ließ sie ihren Blick über die Menge gleiten, und setzte an. Ihre brüchige Stimme halbe künstlich verstärkt über die Trauernden.

„A. war ein besonderer Mensch. Unvergessen ist unter uns Feyonari der freien Nordermark das Wirken dieses Bindeglieds, das uns einem friedlichen Zusammenleben so viel nähergebracht, das uns zusammengebunden hat.“

Sie machte eine Pause und blickt noch einmal in die Menge.

„Heute wissen wir, dass es ganz anders hätte kommen können. Am Anfang stand eine zufällige Begegnung – erinnern wir uns daran.“

Kapitel 1, in dem wir A. kennenlernen und einiges über Ankermünde und die Nordermark erfahren

Eigentlich sollte ich jetzt nicht hier sein. Und wenn mein gestrenger Herr Vater das erfährt, gibt es Ärger. Du kannst dir das nicht aussuchen, wie deine Eltern so drauf sind. Mein Vater ist unglaublich streng. Immer, wenn auch nur das kleinste bisschen passiert – Ärger. Aber heute hatte ich das in Kauf genommen. Weil ich es mal wieder einfach nicht länger ausgehalten habe in der Schulanstalt.

Unterrichtsfach: „Vaterländische Geschichte der Nordermark“.

„Ich erwarte von euch, bis nächsten Thurstag alle wichtigen Schlachten des Großen Krieges aufzählen zu können, mit Jahreszahl!“

Und so weiter und so weiter und so weiter. Ich konnte das nicht mehr hören. Mich interessierte das nicht. Hey, mit Zahlen und Formeln bin ich richtig gut. Oder wenn's darum geht, etwas zusammenzubauen. Aber dieser ganze historische Krempel – der langweilte mich so sehr.

Und es ist ja nicht nur das, was die Lehrmeister vortragen. Wenn wenigstens die anderen in meiner Klasse nur halbwegs in Ordnung wären. Wenn sie nicht ständig wieder davon anfangen würden, dass meine Haare zu kurz, zu blond und zu kraus sind. Oder wenn sie von den Leiermusikern schwärmen. Ich verstehe nicht, wie jemand Leiermusik gut finden kann. Wirklich nicht.

Deswegen saß ich jetzt nicht im Schulgebäude, sondern hier auf dem Dach der Turnhalle. Ich konnte den grauen Betonkasten sehen, in dem die Schulanstalt untergebracht war. Es wurde schon schummrig. Bald würde der Winter kommen. Noch war es nicht kalt, noch fühlte es sich nicht nach Winter an. Aber es wurde jetzt schon sehr schnell dunkel.

Die Fenster der Schulanstalt leuchten. Aus ihnen brach das strahlend blaue Licht hervor, auf das wir in der Nordermark so stolz sind. Nicht dieses schummrige Gelb, wie es in den Dörfern vorkommt. Das aussieht, als ob da ein Feuer brennen würde.

Nein, wir hier in der Stadt waren stolz auf unser klares blaues Licht. Wenn es dunkel wurde, und wenn du hier oben auf das Dach geklettert bist, dann war die ganze Stadt ein einziges leuchtend blaues Lichtermeer. Erst am Rand der Stadt wurde es gelb und rot.

Nun ja - sagte ich, die Stadt? Im Vergleich zu den Verschlügen und Hütten am Stadtrand mag Ankermünde eine Stadt sein. Aber es war hier öde und langweilig, in einer der unwichtigeren Provinzen der Nordermark.

Sicherlich hatte Ankermünde auch Vorteile. Klar, hier gab es stabil gebaute Häuser. Andere würden sagen: bröckelnde Betonkästen. Auch wir wohnen in so einem Kasten. Aber immerhin ausgestattet mit hervorragenden hydroelektrischen Leuchten, damit es im tiefen Winter noch himmelblau-hell ist.

Ich mag den tiefen Winter nicht. Dann war so viel Rauch von den Kraftwerken in der Luft, dass es reichte, einfach nur fünf Minuten ein Fenster zu öffnen. Sofort legte sich dieser eklige schwarze Belag auf jede Oberfläche. Und ich durfte den dann jedes Mal wegputzen, weil der Herr Vater das so anordnete. Zum Glück war es noch nicht so kalt. Noch war der tiefe Winter nicht da, noch wurde nicht geheizt.

Hier, vom Dach der Halle aus, hatte ich einen prima Überblick über Ankermünde. Vor mir konnte ich die Stadt und den Hafen sehen. Am Rand der Stadt war das funzelige Gelb der Hütten der Fey zu erkennen. Linkerhand lag das windgepeitschte Meer, silbergrau und öde wie an jedem Nachmittag. Auf der rechten Seite sah ich die weiten, baumlosen Ebenen mit dem Gras, das in diese Jahreszeit grau und beige gewordenen war. Durch diese Ebenen windet sich der Nordermark-Fluss.

Wenn ich das zusammenfassen darf: Auch heute wieder bot Ankermünde eine höchst langweilige Aussicht, ganz passend für diese Stadt, in der nie etwas los war.

Ach ja, hinter mir: da war Gebüsch zu sehen, meterlange Brombeerranken und niedrige Bäume, ein paar zerfallene Ruinen. Wir nannten es das Brachfeld.

Irgendwann soll dieses Brachfeld bebaut werden, falls unsere Stadt einmal wachsen wird. Das hatte jedenfalls mein Vater gesagt. Ich glaubte nicht daran. Wer will schon nach Ankermünde?

Kapitel 2, in dem A. eine Exkursion in das Brachfeld unternimmt

Ich bin vom Dach der Halle wieder herabgeklettert, auf der Rückseite, um nicht gesehen zu werden. Dabei muss ich mit meinem Schulrucksack an einem der Rohre hängengeblieben sein. Jedenfalls hat es einen ziemlichen Krach gegeben, und im Rucksack ist jetzt ein Riss. Auch das wird Ärger mit dem Vater geben, das kann ich mir an den Fingern einer Hand abzählen.

Über den Krach bin ich erschrocken, weil ich nicht erwischt werden möchte. Wenn mich niemand sieht, kann ich morgen eine Entschuldigung abgeben. Also, eine, die so aussieht, als ob der Vater sie unterschrieben hätte. Muss ja niemand erfahren, dass ich den Vaterlandsunterricht schwänze.

Solange es noch hell ist, habe ich mir gesagt, werde ich noch ein bisschen was erleben. Und dafür gibt es nur einen einzigen Ort. Na gut, eigentlich zwei – am Hafen mit den Dampfschiffen und den großen Fabrikhallen ist auch immer was los, jedenfalls dann, wenn ein Schiff anlegt. Ich glaube aber nicht, dass das heute der Fall sein wird. Der andere Ort ist das Brachfeld – keine laute Betonkastenstadt, keine baumlose Ebene, sondern Abenteuer!

Mein Lieblingsort im Brachfeld ist ein bisschen versteckt, also genau richtig. Da bin ich hin gegangen – vorsichtig unter den Brombeerbüschen durchgekrochen, damit der Rucksack nicht noch weiter kaputt geht, durch den Graben, in dem nie Wasser steht, noch mehr Brombeeren, ein paar schräg wachsende Bäume, aber fragt mich nicht, was das für welche sind, und dann bin ich da. Oder jedenfalls so ungefähr – den genauen Weg halte ich lieber geheim.

Hinter diesen Bäumen liegt eine Hütte. Oder, sagen wir lieber, das Gerippe von etwas, das mal eine Hütte war. Ja, wirklich, wenn ich die Augen ein bisschen zukneife, könnte das auch der Brustkorb eines Urwelttieres sein. Zweimal fünf Halbbögen recken sich dem längst nicht mehr vorhandenen Dach entgegen. Ich weiß nicht, aus was für einem Material diese Bögen sind. Sie sind jedenfalls ganz schwarz und rußig. Vielleicht hat es hier irgendwann mal gebrannt. Wenn du genau hinsiehst, sind noch Schnitzereien und Verzierungen zu sehen, aber so richtig zu erkennen sind die nicht mehr. Ich habe schon oft gerätselt, was die wohl darstellen sollen.

Zwischen den Bögen stehen noch ein paar Reste von Mauerwerk, an einigen Stellen ist auch eine Art Flechtwerk zu finden. Das Beste an der Hütte ist aber der Fußboden. Der ist zwar an einigen Stellen ebenfalls kaputt, es gibt sogar zwei kleine Bäume, die mitten in der Hütte stehen. Aber wenn ich das mal für einen Moment ignoriere, dann sehe ich,

dass das einmal richtig schöne bunte Kacheln waren, die hier ein Muster gebildet haben.

Ich bin gerne in meiner Hütte im Brachfeld, und wenn ich die Augen ganz zumache, dann ist das kein Gerippe eines Urwelttiers und keine Ruine, sondern dann steht hier ein prächtiges kleines Haus, reich geschmückt und bunt verziert. Das wäre schön, an so einem bunten und aufregenden Ort zu leben.

Ein Geräusch hat mich aus diesem Tagtraum gerissen. Mir ist heiß geworden, ich habe angefangen zu schwitzen. Das hatte sich angehört, als würde sich jemand vorsichtig einen Weg durch das Gebüsch bahnen. Ich will hier nicht entdeckt werden. Das ist mein geheimer Ort!

Ich hatte versucht, mich zu verstecken, hinter dem Überrest eine Wand. Aber ich war so dumm, meinen Rucksack in der Hütte liegen zu lassen.

Aus meinem Versteck heraus konnte ich dann beobachten, was weiter passiert ist. Eine dieser dreckigen Fey hat sich angeschlichen. Dass es sich hier um eine Fey handelt, konnte ich sofort sehen – spitze Ohren, spitze Zähne, eine spitze Nase. Nicht sehr groß, dürr, wie alle Fey. Da stand sie da und schnüffelte mit ihrer Mäusenase – in meiner Hütte!

Wahrscheinlich hat sie sofort gemerkt, dass ich ganz in der Nähe bin. Die Feyonari sind jedenfalls bekannt für ihren ausgeprägten Geruchssinn. Dass sie gut riechen, würde ich dagegen nicht behaupten.

Diese Fey war ziemlich jung. Vielleicht so alt wie ich. Mit bleichen weißen Haaren, die wild in alle Richtungen abstanden, und mit Ringen in einem der spitzen Ohren und in der Nase. Sie schnüffelte noch einmal, dann hatte sie meinen Rucksack entdeckt.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Aufspringen, laut schreien, das Überraschungsmoment nutzen? Ich bin nicht wirklich gut im Kämpfen. Wahrscheinlich hatte die Fey mich längst bemerkt. Aber wenn sie mir den Rucksack klaute, dann würde es nachher zu Hause richtig viel Ärger geben.

Jetzt machte sie sich mit ihren langen Fingern an den Rucksackschnallen zu schaffen.

„He, lass das! Das ist mein Rucksack! Weg da, du dreckige Fey!“

Ich sprang hinter der Mauer hoch. Die Fey richtete sich auf, drehte sich um, bleckte ihre Zähne. Für einen Augenblick dachte ich, dass sie gleich zu Pfeil und Bogen greifen würde, wie in den alten Märchen.

„Ah, da bist du. Das ist also dein Rucksack, Menschling?“

Ich blieb wie angewurzelt stehen. Mir verschlug es die Sprache. Ich wurde rot im Gesicht. „Fey k...können r...reden? I...ch, ich meine, in ... in unserer Sprache?“

Sie lachte. „Im Gegensatz zu st...stotternden T..ölpeln wie dir können wir Feyonari reden. Zur Not auch in der Menschlingssprache. Wer hätte das gedacht?“

Sie lachte noch einmal. Dann zog sie eine Augenbraue hoch, und verbeugte sich leicht.

„Du kannst mich Balti nennen. Aber wer bist du – und was machst du in meinem Haus, Menschling?“

Kapitel 3, in dem wir mehr über Baltisander a Roná a Barmuna – genannt Balti – erfahren

Ich merkte sofort, dass etwas nicht stimmte. In der Zwischenzeit war jemand hier gewesen, im Haus meiner Großmutter. In dem Haus, das zuvor schon das Haus der Großmutter meiner Großmutter gewesen war. Ich konnte es riechen. Denn es stank nach Menschling-Tölpel. Das war sowas von eindeutig.

Da lag ein schäbiger dunkelgrauer Rucksack. Der Menschling war noch hier. Vorsichtig fühlte ich – ja, der Rucksack war noch warm. Und er stank nach Mensch. Wo versteckte der Tölpel sich?

Richtig vermutet – da, hinter der Mauer. Inzwischen hatte er mich auch bemerkt. Natürlich, das erste, was so einem über die Zunge kommt – er beschimpft mich als dreckige Fey. Wenn der wüsste. Aber vielleicht könnte er mir noch hilfreich sein, der Tölpel. Ich verbeugte mich höflich und sprach ihn an.

Natürlich erzählte ich ihm nicht, warum ich hier im Haus meiner Großmutter war. Ich bin ja nicht dumm und berichte irgendeinem Menschling unsere Geheimnisse. Der würde damit vermutlich gleich zur Stadtpolizei laufen, und dann würde es Prügel geben, sie würden mich einsperren, oder schlimmeres. Ich musste es also geschickt anstellen.

Barmuna, meine Großmutter war die letzte aus unserer Familie gewesen, die noch in diesem Haus gewohnt hatte. Da war sie noch ein kleines Kind gewesen, vor der Invasion der Tölpel. Immer wieder hatte sie mir von den Angriffen und der Vertreibung erzählt. Wie es war, als die Maschinen der Menschlinge anlandeten, zunächst freundlich begrüßt, bis klar wurde, dass die Menschlinge nicht auf Handel oder Gespräch aus waren, sondern nur ein Ziel hatten: das Land der Feyonari als Provinz Nordermark in ihr Reich einzugliedern.

Tefeynii, die reich geschmückte Stadt am Meer, muss damals so etwas gewesen sein wie die Hauptstadt der Feyonari. Wobei das Wort Hauptstadt es nicht wirklich trifft. Feyonari haben keine Königin und keinen König. Das galt damals und das gilt heute. Auch das hat mir Barmuna immer wieder erzählt.

Die Menschen aber haben Tefeynii vergessen. Die Menschlingsgeschichte fängt mit dem Bau der Stadt Ankermünde an.

Dass hier zuvor die Häuser der bunten Stadt standen, dass diese Häuser niedergebrannt und abgerissen wurden, das lernen die Menschlinge nicht in ihrer „Vater-

landsgeschichte“. Für sie sind wir Feyonari nichts anderes als ein seltsames Volk, das am Rand der Stadt in notdürftig zusammengezimmerten Hütten sein Unwesen treibt. Sie dagegen sind stolz auf ihre Hydroelektrik und ihre Betonkästen. Sie glauben, sie hätten das Land des Feyonari unterworfen.

Aber, wie es Großmutter immer sagte: „Merke dir, Kind, das Land sieht es anders. Das Land erinnert sich an die Tage der Feyonari!“

Meine Großmutter Barmuna hat mir nicht nur Geschichten von der Zeit vor der Ankunft der Menschlinge hinterlassen. Sie hat mir, und nur mir, auch davon berichtet, dass es in unserem alten Haus noch immer gut versteckte Geheimnisse gibt. Lange habe ich das für eine Erzählung gehalten. Barmuna war ein kleines Kind, als sie das Haus verlassen musste. Sie hat mir fast hundert Jahre später, alt und gebrechlich, von dem Geheimnis erzählt. Ich habe ihre Geschichte nicht vergessen, aber für mich war sie immer nur das: eine Geschichte. Bis sie mich wenige Tage vor ihrem Tod noch ein letztes Mal zu sich rief, und mir eine reich geschmückte Schatulle in die Hand drückte. Die sei der Schlüssel zur verlorenen Pracht von Tefeyní, raunte sie mir zu.

Über viele Wochen hatten die letzten Worte meiner Großmutter an mir genagt. Ich hatte immer wieder darüber nachgedacht, war auch schon mehrmals zur Ruine des Hauses, meines Hauses, gewandert. Für heute aber hatte ich mir vorgenommen, ein für alle Mal zu klären, was es mit dem Geheimnis Barmunas auf sich hatte.

Ich steckte meine Hand wieder in die Tasche meiner schwarzen Jacke und strich über die Schatulle, die vielleicht den Schlüssel zu all diesem enthielt – obwohl sie, wie ich bereits festgestellt hatte, leer war.

Aber da war nun der Menschling. Was sollte ich mit ihm machen?

Auf meine Frage danach, was er hier zu suchen habe, hatte er mich nur groß angeschaut. Obwohl der Tölpel größer und kräftiger wirkte, und laut gebrüllt hatte, schien er mir letztendlich harmlos zu sein. Ich hatte seinen schäbigen Rucksack, den er wohl wieder haben wollte, und damit einen Pfand.

„Los, Menschling. Rede mit mir! Was treibst du hier, in meinem Haus?“

Kapitel 4, in dem eine ungewöhnliche Zusammenarbeit verabredet wird

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Es war nicht gerade so, dass es verboten gewesen wäre, mit den Fey zu reden, nur tat das niemand. Klar wusste jeder, dass es die Fey gab, die irgendwo am Rand von Ankermünde in ihren Hütten hausten, dass sie stahlen und bettelten, dass sie keine Maschinen benutzten und eine ganz eigene Art Sprache hatten, völlig unverständlich und misstönend. In meinen Ohren war das fast so schlimm wie die Leiermusik. Wo sie herkamen, was sie hier wollten – darüber hatte ich mir noch nie Gedanken gemacht.

Und jetzt stand also eine dieser spitznasigen, spitzohrigen Fey vor mir, hatte mich sofort gerochen, und – nun ja, bedrohlich würde ich die Erscheinung nicht nennen. Aber sie hatte die Lage unter Kontrolle. Ganz im Gegensatz zu mir.

Ich nahm meinen Mut zusammen: „Ich sollte eigentlich in der Schule sein. Ich, äh, bin vom Weg abgekommen. Wenn du mir meinen Rucksack zurückgeben würdest, dann könnte ich dort hingehen.“

Die Fey lachte wieder. Balti hatte sie sich genannt.

„Menschling, du willst das hier haben? Was gibst du mir dafür?“

Sie hob den Rucksack in die Höhe und dreht sich in einem Halbkreis, als wolle sie ihn in alle Richtungen präsentieren.

„Das ist mein Rucksack! Gib‘ ihn mir zurück! Sonst hole ich die Stadtpolizei! Ihr Fey seid doch alle Diebe!“

„Immer mit der Ruhe, Menschling!“. Wieder lachte sie. „Klar bekommst du deinen Rucksack wieder. Aber ich möchte einen Finderlohn erhalten. Schließlich habe ich ihn gefunden. Und außerdem ist das hier mein Haus. Auch wenn es nicht nach viel aussieht, das sei zugestanden. Was also bietest du?“

Manche behaupten, die Fey würden über eine Art Zauberkraft verfügen. Ich halte das nicht für sehr wahrscheinlich. Es gibt Naturgesetze, die Physik, die Mechanik, die Zahlen. Damit sollte sich alles erklären lassen. Aber jetzt, in dieser Ruine, begann ich zu zweifeln, ob an diesem Gerücht nicht doch etwas dran sein könnte. Ich war fast einen Kopf größer als Balti, stärker sicherlich auch, und mein Herr Vater hatte gute Kontakte in die städtische Verwaltung hinein – warum ließ ich mich von der Fey an der Nase herumführen?

Ich könnte mir doch einfach den Rucksack schnappen und abhauen. Aber so einfach war das nicht. Vielleicht hatte ich Angst, mich auf eine Verfolgungsjagd mit der Fey einzulassen – gerade im wilden Land sollen die wendig und schnell sein, habe ich gehört. Aber vielleicht war es auch etwas anderes, das mich dazu führte, an dieser Stelle stehen zu bleiben und mich auf diesen Handel einzulassen.

„W..was möchtest du? Ich habe nicht so viele Sachen, die ich dir geben könnte?“

„Sachen sind uninteressant. Aber du könntest mir für einen kleinen Dienst zur Seite stehen.“

„Naja, wenn's ... nur das ist. Du gibst mir den Rucksack, und dann kann ich gerne behilflich sein?“

„Du gibst mir also dein Wort, Menschling?“

„J..ja, das tue ich hiermit.“

Balti stellte den Rucksack wieder auf den Boden und trat einen Schritt zur Seite. „Hier, nimm dir deinen Rucksack. Ich weiß zwar nicht, was du daran findest – besonders hübsch anzusehen ist er nicht gerade. Aber wenn er dir so wichtig ist, Menschling, dann – bitte sehr!“

Ich holte mir den Rucksack und setzte ihn auf. Doch ich hatte den Eindruck, dass damit das Abenteuer nun erst so richtig begann. Auf was hatte ich mich eingelassen, jetzt in einer Dienstschuld gegenüber einer Fey zu stehen?

Durch das Gerippe des Hüttendachs sah ich zum Himmel hoch. Es dämmerte. Eigentlich sollte ich jetzt längst auf dem Weg nach Hause sein. Und allmählich bekam ich Hunger. Aber die Fey würde mich nicht gehen lassen, bevor ich nicht diesen Dienst erledigt hätte, das fühlte ich.

Kapitel 5, in dem Baltisander ihre Schatulle öffnet und einen Schlüssel findet

Bereits bei meinen früheren Besuchen war mir aufgefallen, dass das Muster im Inneren der Schatulle eine große Ähnlichkeit mit dem Fliesenmosaik auf dem Boden des Hauses meiner Großmutter hat. Ebenso war mir aufgefallen, dass acht verschiedene Fliesen in der Schatulle jeweils mit einem Nagel gekennzeichnet sind, je zwei Nägel davon in der gleichen Farbe. Ich hatte bereits versucht, mich auf die entsprechenden Fliesen auf dem Boden des Hauses zu stellen, diese zu drücken, aber mit zwei Beinen und zwei Armen war das kaum möglich. Jedenfalls war nichts dabei herausgekommen. Der Menschling würde mir helfen können – zwei Arme und zwei Beine mehr, damit konnten wir vielleicht alle acht Fliesen erreichen, auch wenn einige davon weit auseinander lagen.

Ich hatte den Menschling gebeten, sich mit mir in eine Ecke des Hauses zu setzen. Es wurde allmählich dunkel, deswegen zog ich eine Talgkerze aus meiner Jacke und entzündete diese mit einem Feuerzeug.

„Ich zeige dir jetzt ein Geheimnis. Du musst mir versprechen, niemand davon zu erzählen. Gibst du mir auch dafür dein Wort?“

Der Menschling willigte ein. Erst danach zog ich die Schatulle aus meiner Jackentasche, öffnete sie und zeigte sie ihm.

„Ist das ein Rätsel? Ich bin gut darin, Rätsel zu lösen!“

„Du siehst, dass das hier ein Plan des Fußbodens ist, ja? Dieser Plan soll einen Schlüssel darstellen. Ich habe ihn von meiner Großmutter erhalten, die als Kind – ach, vergiss es. Das kann dir egal sein, Menschling. Jedenfalls sind hier auf diesem Plan acht Fliesen markiert.“

„Die sehen aber ziemlich zufällig verteilt aus?“

„Mag sein. Ich vermute, dass es darum geht, diese in der richtigen Reihenfolge zu betreten oder zu berühren. Immer zwei Markierungen haben die gleiche Farbe. Aber sie liegen zu weit auseinander. Deswegen brauche ich dich. Du mir nun dabei behilflich sein, das Muster zu wiederholen.“

Der Menschling wollte mir erneut widersprechen, aber diesmal ließ ich ihn nicht zu Wort kommen.

„Du gehst auf die linke Seite, ich auf die rechte. Wir markieren die Fliesen mit kleinen Steinchen, und dann probieren wir aus, in welcher Reihenfolge die Paare berührt werden müssen!“

Es dauerte eine Weile, bis wir alle acht Fliesen ausfindig gemacht und diese markiert hatten. Dann dauerte es wieder eine Weile, bis wir es geschafft hatten, die richtigen Fliesen gleichzeitig in der richtigen Reihenfolge zu drücken.

Es wurde immer dämmriger. Aber es geschah nichts. Missmutig setzte ich mich wieder auf den Boden.

„Ach, es ist wohl doch nur eine alte Geschichte. Du kannst gehen, Menschling, du hast deinen Dienst erbracht.“

Doch der Tölpel dachte gar nicht daran. Stattdessen setzte er sich mir gegenüber und verlangte, die Schatulle noch einmal zu sehen. Meinetwegen. Selbst mit Kerzenlicht war jetzt allerdings kaum noch etwas zu erkennen.

Der Menschling betrachtete das Muster, dann schien er eine Weile nachzudenken. Mir wurde es kalt.

„Reicht es jetzt? Das ist kein Rätsel aus der Schulanstalt. Ich habe mir schon Tage darüber den Kopf zerbrochen, du wirst es jetzt nicht lösen, Mensch.“

Aber der Menschling schüttelte den Kopf.

„Doch, ich habe da eine Idee. Ich glaube, die Fliesen sind nicht zufällig markiert. Schau, diese beiden Nägel liegen nahe beieinander, und diese auch. Wenn diese verbunden würden ...? Vielleicht geht es gar nicht um die markierten Fliesen, Balti. Ich glaube, ich weiß es – genau: wir müssen die Fliesen mit der gleichen Farbe verbinden, dann ...“

Er zeigte mit seinen Fingern, dass sich so zwei Schnittpunkte finden ließen.

„Das müssen wir ausprobieren, Balti. Das ist sicherlich die Lösung des Rätsels!“

Es wäre vernünftig gewesen, die Nacht abzuwarten und erst am nächsten Tag wieder zum Haus meiner Großmutter zu kommen. Vielleicht hätte ich den Menschling sogar dazu überreden können, mir noch einmal zu helfen. Aber seine Ungeduld und sein Enthusiasmus steckten mich an. Deswegen ließ ich mich darauf ein, diese Lösung sofort auszuprobieren.

In der Dunkelheit versuchten wir also, die sich schneidenden Linien aus der Schatulle auf dem Boden des Hauses nachzubilden. Wir hatten keinen Faden und kein Seil,

sondern mussten uns mit vier langen Brombeerranken behelfen, die ich mit meinem Messer abschnitt.

Mit diesen Brombeerranken zogen wir die Verbindungslinien, so dass am Schluss zwei Kreuze zwei Punkte auf dem Fliesenboden kennzeichneten.

Es war jetzt schon fast dunkel. Wir waren müde, hungrig, aber auch aufgeregt. Ohne nachzudenken taten wir deswegen das erstbeste, was uns – oder soll ich sagen: dem Menschling – in den Sinn kam. Ich stellte mich auf die Fliese, die durch den einen Schnittpunkt markiert war, der Mensch auf die, auf die der andere Schnittpunkt fiel.

Als ich auf diese Fliese trat, klang das anders. Hohl?

Einen Moment lang passierte nichts. Dann war ein Knarren zu hören. Irgendwo unter uns setzte sich etwas in Bewegung. Seile rollten ab. Der Boden sackte nach unten, erst nur auf einer Seite. Wir kamen ins Rutschen, hockten uns hin, klammerten uns fest. Dann lockerte sich auch auf der anderen Seite etwas. Wir schrien beide. Immer schneller ging es jetzt nach unten.

Nicht der ganze Boden des Hauses meiner Großmutter sank nach unten, sondern nur der innere Teil, in den Fliesen durch einen Rahmen begrenzt, vielleicht zwei Meter breit und vier Meter lang. Erst nach vier, fünf Metern endete die Fahrt mit einem Aufprall, der uns in die Luft warf und dann stöhnend zu Fall brachte.

Ich taste in meiner Jackentasche nach der Schatulle. Die war noch da. Der Rucksack jedoch war oben geblieben, ebenso meine Fingerlinge und meine Mütze, und auch die Kerze, die ich angezündet hatte. Dafür waren die Brombeerranken mit hinabgestürzt, wie ich schmerzlich merkte, als ich am Boden entlang tastete.

Ich konnte den Angstschweiß des Menschlings riechen; sehen konnte ich ihn allerdings nicht, dafür war es hier unten zu finster.

„Ich scheine ganz geblieben zu sein. Wie sieht es bei dir aus, Mensch – alles in Ordnung?“, fragte ich.

„Ich glaube schon“, war die dünne Antwort. Aber der Tonfall klang gequält, und überhaupt nicht danach, als ob alles in bester Ordnung wäre.

Kapitel 6, in dem eine hundert Jahre alte Geschichte erzählt wird

Ich fühlte mich kalt, hungrig und elend. Wir waren einige Meter in die Tiefe gestürzt, ich war dabei mehrfach auf den Boden gekracht. Meine Beine und mein Rücken taten weh. Jede Bewegung schmerzte. Trotzdem biss ich die Zähne zusammen, als Balti mich fragte, ob bei mir alles in Ordnung sei. Bewegen konnte ich noch alles, und blutig war wohl auch nichts, soweit ich das in dieser Finsternis feststellen konnte.

Ich machte mir Sorgen darum, was jetzt weiter passieren würde. Vor allem machte ich mir Sorgen, wie mein Herr Vater wohl reagieren würde, wenn er mitbekam, dass ich heute Nachmittag nicht in der Schule war. Ungefähr jetzt kam er normalerweise aus dem Verwaltungsgebäude nach Hause. Was würde er tun, wenn ihm auffiel, dass ich nicht da war?

In der Rückschau kommt mir das einigermaßen irre vor, dass ich mir zu allererst darüber Gedanken gemacht habe, was der Herr Vater tun würde. Schließlich saßen wir irgendwo in der Wildnis im Dunkeln mehrere Meter in der Tiefe, ohne Seile oder Leitern. Zum Glück regnete es nicht. Der Himmel war klar, es hatte auch noch keine tiefwinterlichen Temperaturen. Sonst hätten wir dieses Abenteuer wohl nicht überlebt. Aber zurück ins Dunkel.

Schemenhaft konnte ich Balti erkennen. Sie setzte sich näher zu mir und begann, mir davon zu erzählen, was hier einst gewesen war:

„Jetzt verstehe ich, warum meine Großmutter vom Wächterhaus gesprochen hat. Das Haus meiner Großmutter war kein normales Haus. Oh, es muss damals so gewirkt haben wie jedes andere Haus. Aber dieses Haus hatte ein Geheimnis. Das also meinte sie, als sie von dem Schatz in der Schatulle sprach.“

Mir war nicht so ganz klar, was sie damit sagen wollte.

„Hä? Was hat das miteinander zu tun? Was ist ein Wächterhaus? Wir sitzen in der Falle, so sehe ich das!“

Balti zögerte einen Augenblick, bevor sie mir antwortete.

„Ich erzähle dir jetzt eine Geschichte. Eigentlich darf ich sie keinem Orak-hui, keinem Menschen erzählen. Die Geschichte hat mir meine Großmutter gegeben. Sie hat sie von ihrer Großmutter erzählt bekommen. Aber ich muss sie dir erzählen. Du hast mir dein Wort gegeben, mir zu helfen. Jetzt sitzen wir gemeinsam hier. Du wirst diese Geschichte nie irgendeinem Menschling zur Kenntnis geben, ja?“

Ich versprach dies Balti und hörte dann zu, wie sie die Geschichte von Tefeynii erzählte.

„Noch vor hundert Jahren gab es die Stadt Ankermünde nicht. Noch vor zweihundert Jahren hatte kein einziger Menschling je seinen Fuß auf das Land der Feyonari gesetzt.“

(Dass Ankermünde noch keine hundert Jahre alt war, wusste ich. Schließlich hatten wir erst im letzten Jahr das 75-jährige Jubiläum der eigentlichen Stadtgründung gefeiert. Es gab einen großen Umzug, vorneweg die vaterländische Armee mit ihren Maschinenwaffen und Bulldozern, danach die Reichsmarine, dann die wichtigsten Helden der Stadt. Ich stand damals, im letzten Sommer, am Rand des Hauptplatzes und jubelte den vorbeiziehenden Soldaten und Ingenieuren zu.)

„Aber trotzdem gab es hier eine Stadt. Diese Stadt hieß Tefeynii, die Prächtige, die Farbenreiche, die Bunte. Die Ruinen im Brachfeld sind die letzten Reste von Tefeynii. Alles andere haben die Orak-hui niedergebrannt und dem Boden gleich gemacht, als sie entschieden, hier, wo der Fluss und das Meer im Nordland zusammentreffen, ihre Stadt Ankermünde zu bauen.“

Balti seufzte.

„Meine Geschichte handelt aber nicht von der Zeit, in der meine Großmutter Barmuna ein Kind war. Das war die Zeit, in der die Menschlinge mit ihren Maschinen anlandeten und überall im Land der Feyonari wüteten. Das war der Augenblick, als wir Feyonari wussten, dass wir am Ende unseres freien Lebens angekommen waren, als es nur noch um Rückzug und Flucht ging, und um die Rettung der letzten Feyonari. Das war die Zeit, als die Orak-hui das Land der Feyonari zu ihrem machen wollten.“

„Nein, die Geschichte, die Großmutter Barmuna mir erzählte, hatte sie wiederum von ihrer Großmutter erzählt bekommen. Das war eine andere Zeit. Vor der Ankunft der Menschlinge war Tefeynii der Mittelpunkt des Landes der Feyonari. Viele hunderte von uns lebten hier, in reich geschmückten und verzierten Häusern, eines farbenprächtiger als das andere.“

„Wir Feyonari mochten das Meer nicht. Anders als Ankermünde war Tefeynii nie eine Stadt am Meer. In der Stadt wurde gehandelt, gewebt, gezimmert, gemalt und gekocht. Aus allen Teilen des Landes kamen Feyonari in die prächtige Stadt. Sie tauschten erjagte Tiere gegen prächtigen Schmuck. Sie brachten Pilze, Rinde und Wurzeln aus den Birkenwäldern und nahmen dafür Teppiche und Umhänge mit.“

„Einige wenige Feyonari jagten auf dem Meer nach Fischen. Und nur die mutigsten von uns wagten es, mit unseren kleinen Booten in andere Gegenden zu fahren. Dort,

wo der Fluss auf das Meer trifft, banden sie ihre Boote an, die Fischjägerinnen und Seehändlerinnen. Und dort luden sie ihre Waren ab, um sie nach Tefeynii zu bringen.“

Baltis Erzählung lenkte mich von der Abendkälte und dem Hunger ab, ein wenig zumindest. Sie war noch näher an mich herangerückt und flüsterte jetzt fast.

„Jetzt kommt das Wächterhaus ins Spiel. Ich möchte dir davon erzählen. Die prächtige Stadt Tefeynii war von einem hölzernen Wall umgeben, nur an fünf Stellen von Wächterhäusern unterbrochen. Aber das waren nicht einfach nur die Eingänge in die bunte Stadt. Nein, die fünf Wächterhäuser waren miteinander mit unterirdischen Gängen verbunden – ein Stern unter der Stadt. Und mehr noch: auch von der Mündung her gab es einen solchen unterirdischen Gang, um Fische und Waren aus anderen Gegenden nach Tefeynii bringen zu können, geschützt vor Wind und Wetter.“

„Zu der Zeit, als meine Großmutter ein Mädchen war, gab es die große Mauer aus Holz schon nicht mehr. Nur den Familien, die jetzt die Wächterhäuser bewohnten, war noch die Existenz der alten Gänge bekannt, und ebenso das Geheimnis, wie die uralten Aufzüge betrieben werden konnten, die dazu dienten, die Entfernung zwischen der Erdoberfläche und der tieferliegenden Ebene des Sterns unter der Stadt zu überbrücken. Für alle anderen sah das Haus meiner Großmutter aus wie jedes andere bunte und prächtige Haus der Stadt.“

Ich unterbrach sie.

„Du wusstest also, dass wir eine Falltür öffnen?“

„Psst“, machte Balti, „psst, du darfst nicht laut davon reden. Die Wahrheit ist: ich kannte die Geschichte von den Gängen. Ich wusste, dass meine Großmutter mir die Schatulle gegeben hatte mit dem Geheimnis. Aber ob es die Gänge wirklich gegeben haben mag – das wissen wir erst, wenn wir sie durchqueren.“

„Und was ist mit der Falltür?“

Nochmal bat sie mich, leise zu sein.

„Keine Falltür, ein Aufzug. Meine Großmutter hat davon erzählt, dass früher mit diesen Aufzügen ganze Wagen hinab und hinauf gebracht wurden. Aber das ist eben mehr als hundert Jahre her. Der Mechanismus scheint nicht mehr richtig zu arbeiten. Jedenfalls hat meine Großmutter nie erwähnt, dass es sich bei der Aufzugfahrt um einen Sturz in den Abgrund handelt.“

Ich hätte mir diesen Mechanismus gerne einmal näher angesehen. Aber erstens war es – ich glaube, ich hatte das schon erwähnt – inzwischen wirklich finster, und zweitens hatte ich zwar ein Geräusch wie von sich abwickelnden Seilen und ineinandergreifenden Zahnrädern gehört, sehen konnte ich davon jedoch nichts. Zumindest die Wand des Schachtes direkt hinter mir schien mit Kacheln versehen zu sein. Drittens war ich mir nicht so sicher, ob ich dieser Geschichte Glauben schenken sollte. Wer weiß, was Baltis Großmutter noch alles erzählt hatte.

„Schön. Jetzt sitzen wir also am Boden dieses Aufzugs. Kannst du ihn reparieren? Gibt es da irgendeinen Fey-Zauber? Oder einen, um Türen zu öffnen? Oder was willst du jetzt machen?“

Ich sagte das in einem ziemlich unfreundlichen Tonfall. Balti schien dieser Klang jedoch nicht weiter aufzufallen. Sie lachte nur noch einmal, so, wie sie es ganz am Anfang unserer Begegnung getan hatte.

„Nein, Menschling, ich muss dich enttäuschen. Das mit den zauberkräftigen Feyonari ist ein uraltes Märchen, keine wahre Geschichte. Warten wir, bis der Mond aufgegangen ist, und sehen dann, wie es weitergeht.“

Kapitel 7, in dem nach einem Stern unter der Stadt gesucht wird

Nun hatte ich dem Menschling das Geheimnis meiner Großmutter erzählt. Der Mensch hatte mir sein Wort gegeben, niemandem davon Kenntnis zu geben. Aber konnte ich mich darauf verlassen? Ich hoffe, Barmuna, dass ich das Richtige getan habe. Denn diese Geschichte, deine Geschichte, das ist ein wertvolles Geheimnis, sie ist mein Andenken an dich. Verzeih mir, aber ich musste es teilen.

Dabei konnte ich mir noch nicht einmal sicher sein, dass der Mensch mir wirklich zugehört hatte.

Wollte dieser Menschling nicht wissen, was früher war?

Aber so waren die Orak-hui – sie interessierte nur ihre großartige Gegenwart, ihre Maschinen aus Stahl und Eisen, ihre Kästen, die sie Häuser nannten. Was einst war, wo heute Ankermünde stand, das war diesen Tölpeln nicht wichtig. Sie hörten nicht zu. Sie stellten keine Fragen. Das war ihr großer Fehler.

Statt sich bei mir zu bedanken, fuhr der Menschling mich an, als ich die Geschichte zu Ende erzählt hatte. Ich spürte seine Angst und ließ mir meinen Ärger nicht anmerken. Eine andere Feyonari hätte diesen Ärger riechen können, aber kein Orak-hui. Noch ein großer Fehler dieser Leute.

Trotzdem: jetzt saß ich mit diesem Menschling hier. Was blieb uns anderes übrig, als in der Kälte des Abends darauf zu warten, dass der Wintermond endlich aufgeht, um wenigstens eine Spur von Licht in die Dunkelheit zu werfen! Was hätte ich gegeben, um an meine Kerze zu gelangen, aber diese war nun genauso unerreichbar wie das Feuerzeug. Selbst wenn der Menschling sich hingestellt hätte, wenn ich auf die Schultern geklettert wäre, wäre ich nicht an die Kerze gelangt. Nur: wie sollten wir ohne Licht unterirdische Gänge erkunden?

Fast wünschte ich mir, die alten Märchen von den zauberkräftigen Feyonari, die mit der Kraft allein ihrer Gedanken Feuer und Licht herbeiholen konnten, wären wahr. Aber sie sind es nicht, das ist bekannt.

So aber blieb uns nichts, als auf den Mond zu warten. Mein Magen war ebenfalls leer, auch ich spürte die Abendkälte, aber der Mensch sollte das nicht wissen. Ich wollte ihn nicht locken, das Wort zu brechen, das er mir gegeben hatte. Und wer weiß, was Oruk-hui tun, wenn sie die Gelegenheit bekommen?

Also blieb ich äußerlich ganz ruhig, und auch dafür muss ich dir dankbar sein, geliebte Großmutter, dass du mich gelehrt hast, diese Ruhe zu finden.

Meine Hände umkreisten immer wieder die Schatulle, die du mir vererbt hast, Barmuna, immer wieder.

Der Menschling schien trotz der Kälte zu dösen. Sein Atem war ruhiger geworden. Ich aber blieb wach, fuhr mit den Fingern über das verzierte Holz der Schatulle, hörte den unheimlicher werdenden Geräuschen des Brachfelds zu. Ich wartete.

Endlich, der Mond war hoch genug gestiegen! Fahles Licht ergoss sich nun durch das zerstörte Dach des Hauses meiner Großmutter bis hinunter in den Schacht des Aufzugs.

„Menschling, wach auf!“

Der Tölpel schreckte hoch.

„W..was, keine warmen qualmenden Kaminöfen? War das wirklich nur geträumt? Sind wir immer noch hier gefangen?“

„Ich habe nachgedacht. Dieser Aufzug hier ist nicht mehr zu gebrauchen. Ich sehe jedenfalls nicht, wie wir ihn wieder heilen können. Aber wir können den verborgenen Stern unter der Stadt Tefeynii suchen. Das Haus meiner Großmutter muss eines der fünf Wächterhäuser des Walls gewesen sein. Hier muss also eine Sternspitze enden. Wenn ich mir vorstelle, wo die prächtige Stadt sich einst erstreckte, dann glaube ich, dass auch der alte Gang zum Meer an diesem Wächterhaus ankam. Wir haben also drei Möglichkeiten, von hier fortzukommen – wenn diese Gänge noch existieren.“

„Aber wo sind hier bitte Gänge?“

Ich stellte mich in die Mitte der Plattform, in das Mondlicht, und drehte mich langsam einmal im Kreis. – „Was wird das?“ – Ich ignorierte die Bemerkungen des Tölpels und achtete viel mehr genau auf das, was ich im Mondlicht erkennen konnte. Dann sah ich es.

„Hier: an den beiden schmalen Seiten sind ganz schwach die Türbögen in der Wand zu erkennen. Auf der einen Seite zwei, auf der anderen Seite nur einer. Der muss zum Meer führen, die anderen beiden zu anderen Häusern, wenn es denn davon noch Überreste gibt. Was sollen wir zuerst versuchen?“

Der Mensch war schon aufgesprungen und klopfte nun grob und wild auf die Flächen innerhalb der Bögen, von einem zum anderen rennend. Nichts bewegte sich.

„Warte, so geht das nicht. Das sind alte Türen der Feyonari. Ich weiß, wie diese geöffnet werden. Aber bei welcher wollen wir zuerst unser Glück erproben?“

Kapitel 8, in dem A. angegriffen wird

Als der Mond sein Licht auf den Boden des Schachts warf, weckte Balti mich.

Ich zitterte vor Kälte, mein Magen knurrte, aber in meinem Kopf ging es nur darum, wie wohl der Mechanismus aussah, mit dem Balti diese Türen öffnen konnte. Ich hatte gegen die Tür und gegen den Türrahmen gehauen und getreten, aber bewegt hatte sich nichts. Ich war nicht überzeugt davon, dass das mit der Magie und den Fey nur ein Märchen war. Mir erschienen diese erst jetzt im Mondlicht sichtbar gewordenen Türen wie etwas aus einer Zauberwelt.

Wir berieten also, welche der drei Türen wir öffnen wollten. So, wie Balti es dargestellt hatte, mussten die beiden Türen auf der einen Seite unter die alte Stadt der Fey führen – wer weiß wohin. Die andere Tür wäre dann das Tor zu dem Gang, der uns zum Meer bringen konnte. Da wollte ich hin – endlich wieder zurück in die zivilisierte Welt. Aber Balti wollte davon nichts hören. Nein, sich in Richtung des Meeres zu bewegen, das gehe nicht. Kein Feyonari würde sich freiwillig dem Ufer nähern, erst recht nicht in einer Mondnacht.

Um es kurz zu machen: wir stritten uns. Dass die Fey stur sein konnte, wusste ich. Mit immer gleich bleibender Freundlichkeit lehnte sie meine Vorschläge ab. Irgendwann wurde ich lauter.

Balti sah mich einen Moment lang mit großen Augen an. Dann schüttelte sie den Kopf und huschte zu den beiden Türen, die weiter in die Gänge führten.

„Hey, was machst du da? Sollten wir uns nicht vielleicht einigen, blöde Fey!“

„Mach, was du machen willst, Menschling. Ich werde nun diesen Weg einschlagen.“

Ich konnte ihrer Handbewegung kaum folgen, da sprang schon die erste der beiden Türen auf. Balti trat erschrocken einen Schritt zurück – aus dem Türrahmen kamen ihr Steine und Geröll entgegen. Ich wollte schon frohlocken, hatte aber meinen Mund noch nicht geöffnet, als sie die zweite Tür öffnete. Ein finsterer Schlund, aber kein Schutt.

Ebenso schnell griff sie hinter die Tür. Dort musste es ein Regal oder so etwas in der Art geben – jedenfalls hielt sie eine rostige Lampe in der Hand. Sie hauchte die Lampe an, woraufhin eine orangene Flamme aufflackerte. Zur Liste der Seltsamkeiten und Wunder in meinem Kopf musste ich nun also die Tatsache hinzufügen, dass es wohl

über hundert Jahre alte Fey-Lampen gab, die mit einem Atemhauch wieder zu Leben erweckt werden konnte.

Balti drehte sich noch einmal um, schüttelte erneut den Kopf und war dann ebenso schnell verschwunden, in den dunklen Gang hinein.

„Warte, halt!“, rief ich. Doch sie reagierte nicht darauf. Ich hörte noch einen Moment lang Schritte, sah den verschwommenen Lichtschein, dann nichts mehr.

Ich war alleine, in einer Falle. Kalt, hungrig, und jetzt auch noch einsam. Die Tür in die andere Richtung würde ich nicht öffnen können. Was sollte ich nun tun? Ihr folgen, in die falsche Richtung – oder hier warten? Aber wenn sie sich in den Gängen verirrt? Oder wenn ich ihr egal war, und sie mich einfach hier zurückließ? Sollte ich weiter warten, oder war es besser, ihr zur folgen?

Vorsichtig ging ich zum Türrahmen. Ich bildete mir ein, ganz in der Ferne den orangenen Lichtschein zu sehen. Ich tastete nach dem Regal, von dem Balti die Lampe genommen hatte, aber da waren nur leere, sehr staubige Fächer. Es musste als ohne Licht gehen. Wie sehr hätte ich mir jetzt eine hydroelektrische Taschenlampe herbeigewünscht. Oder wenigstens die Kerze, die irgendwo über unseren Köpfen lag, in unerreichbarer Ferne.

Was blieb mir anderes übrig? Ich nahm meinen Mut zusammen, und ging langsam in den Gang hinein. Mit einer Hand berührte ich die kalte, erdige Wand. So würde ich zur Not zurück finden können, dachte ich mir. Schritt für Schritt tastete ich mich vorwärts. Nach wenigen Schritten bewegte sich der Gang von der Tür weg. Der Boden wurde unebener.

Ich versuchte, meine Schritte zu zählen. Eins zwei drei. Vier fünf sechs. Allmählich kam ich in einen Rhythmus hinein. Schritt für Schritt ging es weiter. Bei 372 stolperte ich und stürzte.

Ich wollte aufstehen, aber mein Fuß war umgeknickt und tat furchtbar weh, wenn ich ihn belastete. Ich dachte, dass es jetzt nicht schlimmer kommen könnte, da hörte ich das Scharren.

In vaterländischer Geschichte hatte ich nie gut aufgepasst. Die Biologie der Nordermark war dagegen eines meiner Lieblingsfächer. Deswegen fielen mir sofort fünf oder sechs nordermärkische Raubtiere ein, die Gänge bauen und einen Teil ihres Lebens unter der Erde verbringen.

Dieses Scharren – das musste eines dieser Tiere sein. Das Scharren wurde lauter. Ich schrie auf, noch bevor ich den Erdfuchs mit seinen spitzen Zähnen erahnen konnte. Weglaufen war nicht möglich. Ich schrie und schrie, tastete nach Steinen und warf sie in Richtung des Erdfuchses. Der blieb stehen, drehte um und trottete dann davon.

Kapitel 9, in dem Baltisander A. wieder findet und der Weg zum Meer anders zurückgelegt wird, als A. sich das vorgestellt hatte

Auch dieser Tunnel war verschüttet. Ein Haufen Steine glänzte feuerfarben im Schein meiner Laterne. Hier würde es nicht weitergehen.

Der Gang davor hatte sich feucht angefühlt und roch noch modriger als die anderen Gänge. Nach wenigen Schritten gab es hier Pfützen, die immer mehr, größer und tiefer wurden. Der Fluss musste irgendwo in das System der Gänge eingebrochen sein und füllte jetzt mehrere Arme mit Wasser. Ich musste umkehren.

Und jetzt stand ich wieder vor einem versperrten Weg. Der Stern unter Tefeynii hatte aufgehört zu leuchten. Der Schatz, den mir meine Großmutter vererbt hatte, bestand nur aus Steinen, Geröll und Pfützen. Wütend kickte ich gegen die Steine.

Da hörte ich leise die Schreie des Menschlings. Was war geschehen?

So oder so – ich musste umkehren. Ich lief den Weg zurück, beeilte mich. Die Schreie wurden lauter. Eine Abbiegung, und dann konnte ich den Töpel sehen, wohl auf den Boden gestürzt. Ein kleiner Erdfuchs huschte davon.

Als Kind hatte ich einen Erdfuchs als Haustier, hatte ihm Kunststücke beigebracht. Aber der Menschling musste in Panik geraten sein vor diesem Tierchen. Ich trat um die Ecke. Meine Laterne erhellte den Gang.

„Thur sei Dank! Hast du den Erdfuchs gesehen? Er hätte mich fast angefallen!“

Ich musste lachen. Der Menschling schaute böse.

„Komm, steh auf! Wir müssen zurück zum Haus meiner Großmutter, zu meinem Haus. Hier geht es nicht weiter!“

„Würde ich ja gerne, aber mein Fuß ...“. Der Töpel verzerrte sein Gesicht und gab jaulende Geräusche von sich. Offensichtlich schmerzte der Fuß sehr.

Jetzt rächte es sich, dass die Oruk-hoi so groß und schwer sind. So blieb mir nichts anderes übrig, als Schritt für Schritt den humpelnden Menschling zu stützen.

„372, 371, 370, ...“, zählte der Töpel, wohl mehr für sich. Vielleicht lenkte es von dem schmerzenden Fuß ab.

Irgendwann kamen wir wieder im Haus, das das Haus meiner Großmutter gewesen war, an. Der Mond stand jetzt ganz oben. Die Nacht war klar und eisig. Ich überlegte,

was ich nun tun könnte. Ich zog trotz der Kälte meine Jacke aus. Ich bat den Menschling, sich in eine Ecke zu setzen. Ich deckte den Tölpel mit der Jacke zu.

„Menschling, ich werde Hilfe holen. Vertrau mir! Auch wenn ich dazu diesen Weg gehen muss.“

Jedesmal, wenn ich vorhin das Tor des Ganges zum Meer auch nur gesehen hatte, war mir ein Schauer über den Körper gelaufen. Im Dunkeln zum Meer zu gehen, das war nichts, was eine vernünftige Feyonari freiwillig tat. Über das Meer waren die Menschlinge mit ihren Maschinen gekommen. Das Meer spukte auch sonst manch seltsames Wesen aus, Ungeheuer und Dämonen. Ich konnte schwimmen, im Sommer im Fluss oder in einem der Tümpel, aber das Meer, das stellte ich mir schrecklich vor. Und jetzt würde ich diesen Gang nehmen müssen, der nur in diese Richtung führen konnte.

Ich schloss das Tor zu dem Gang, aus dem wir gekommen waren, und verabschiedete mich von dem Menschling, der benommen wirkte. Dann öffnete ich das Tor des Meergangs.

Ich hatte mich schon gewappnet, dass mir auch hier Steine entgegenkommen könnten, oder vielleicht Fluten des Meeres, die sich ihren Weg bis hier her gebahnt haben könnten, aber hinter dem Tor verbarg sich nichts von alledem. Vielmehr wirkte der Gang gut erhalten, roch trocken, ein wenig staubig vielleicht, und war deutlich wärmer als die Umgebung.

Ich überlegte, dann trat ich noch einmal heraus und schob und zerrte den Menschling in den Gang hinein, wo die Kälte nicht ganz so schlimm war.

Der Weg durch diesen Gang war langweilig und zog sich hin. Anders als auf der anderen Seite, wo die Gänge den fünfzackigen Stern nachzeichneten, gab es hier keine Abzweigungen. Der Gang, breit genug für einen Wagen, wandte sich mal in die eine, mal in die andere Richtung, aber im Großen und Ganzen ging es doch immer geradeaus, Richtung Meer. Irgendwann, ich glaubte schon, das Salz in der Luft riechen zu können, gab es eine scharfe Biegung, der Gang stieg merklich an, und urplötzlich stand ich vor einem weiteren Tor.

Ich fürchte, jetzt, fast am Ende meines Weges, zu scheitern, doch auch dieses Tor konnte ich öffnen. Ich war mir nicht sicher, wo ich ankommen würde, deswegen rieb ich mir zunächst einmal verwundert die Augen, als ich das Tor durchschritt. Ich konnte das Meer riechen und hören, aber es war noch weiter weg, als ich gedacht hatte. Vielmehr stand ich in einem der alten in einen Hügel hineingegrabenen Berghäuser der Feyonari – und dieses hier schien keine Ruine zu sein.

Es gab zwar Staub und Spinnweben, aber auch übereinander gestapelte Kisten, ein altes Spinnrad, auch ein Regal, in dem Gläser und Flaschen standen. Es war warm, und ich konnte riechen und hören, dass hier Feyonari wohnten. Diese hier schienen das alte Berghaus als Schuppen und Abstellkammer zu benutzen.

Ich lauschte an der Tür, die den Schuppen vom Haupthaus trennte. Mein Plan war einfach. Ich würde hinaustreten und die hiesigen Feyonari um Hilfe bitten. Aber ich wollte niemand erschrecken oder aufwecken. Das könnte böse enden.

Also warte ich und lauschte immer wieder, bis ich hörte, wie ein Tisch gedeckt wurde und zwei Feyonari sich miteinander unterhielten. Ich klopfte mehrfach laut gegen die Türe und wartete, bis sie geöffnet wurde. Die beiden Feyonari – zwei ältere Männer – blickten mich erstaunt an. Ich stellte meine Laterne auf den Boden, löschte sie und verbeugte mich dann tief.

„Baltisander a Roná a Barmuna, mein Name. Hört mich an, ich bitte darum.“

„Ein Enkelkind der alten Barmuna, so, so.“

Einer der beiden Feyonari musterte mich von oben bis unten. Ich hatte das Gefühl, dass ihm meine Haarfarbe ebenso missfiel wie meine Ringe oder der Umstand, dass ich ohne Jacke hier stand. Aber der Name meiner Großmutter wirkte Wunder.

„Tja, Franzic und ich haben dann wohl einen Gast, hm, hm. Barmuna, ja, an die erinnern wir uns noch, nicht wahr, Franzic?“

Der andere Feyonari nickte nur.

„Dann sollte ich uns wohl vorstellen. Das hier ist Franzic, und ich bin Albuson. Womit können wir dir dienen, Barmuna-Enkeltochter – und wie bist du in unser Haus gekommen?“

Albuson musste wohl gesehen haben, dass ich den Haferbrei auf dem Frühstückstisch sehensüchtig anstarrte. Mit einer Handbewegung bat er mich zum Tisch. Franzic holte noch eine Schüssel und eine Löffel.

„Setz dich und iss. Und erzähle uns deine Geschichte, Kind.“

Ich hatte das Gefühl, dass es eine Ewigkeit dauerte, bis ich Albuson erklärt hatte, was mein Anliegen war, dass ein verletzter Oruk-hoi am anderen Ende des Ganges lag, dass der Gang keine Geschichte aus alter Zeit war, sondern das sich hinter der Tür in ihrem Hügel ein Weg befand, der einmal rund um die Stadt der Oruk-hoi führte, ihr Ankermünde, und dass sie bitte – und damit ewiglich in meiner Schuld stehend – doch mit

anpacken sollten, um den Menschling ins Freie zu bringen und aus der Falle, die das Haus meiner Großmutter geworden war, zu befreien.

Danach dauerte es noch einmal eine Ewigkeit, bis die beiden Alten ihren Handkarren herbeigeholt hatten. Bis sie Proviant gepackt und in ihrem Schuppen genügend viele Kisten zur Seite geräumt hatten, so dass sie mit dem Handkarren bis zum Tor kamen. Als wir aufbrachen, war es heller Morgen. Gemächlich folgten mir die beiden Alten. Immer wieder blieben sie stehen – um zu Atem zu kommen, oder um Details des Ganges zu bewundern, ich weiß es nicht.

Der Menschling saß noch dort, wo ich ihn verlassen hatte. Er fühlte sich fiebrig heiß an und war nicht ganz bei Sinnen.

Wir flößten dem Menschling ein paar Schluck Wasser ein, reichten getrocknete Früchte. Dann zerrten wir den Tölpel auf den Handwagen und gingen den ganzen langen Weg zurück.

Allmählich spürte ich am ganzen Körper, was für eine Wegstrecke ich in der Nacht zurückgelegt hatte, und dass mir der Schlaf fehlte.

Wenn ich wacher gewesen wäre, wenn meine Muskeln nicht so erschöpft gewesen wären, hätte ich mich dagegen gewehrt. So aber blieb mir nichts als eine wütende Gegenrede, als Albuson, als wir das Haus der beiden Alten wieder erreicht hatten, festlegte, dass der Oruk-hoi der Ältesten vorgeführt werden müsse – um den Knöchel zu bandagieren, aber auch, damit diese entscheiden könne, was weiter mit dem Menschling geschehe.

Franzic, der bisher stumm gewesen war, richtete das Wort an mich.

„Enkeltochter der Barmuna, wir haben dir geholfen. Wir haben das Wort gehalten. Das ist Sitte der Feyonari. Aber dreckige Oruk-hoi können wir hier nicht dulden. Die Älteste wird entscheiden, und sie wird richtig entscheiden. Widerspruch uns nicht!“

Der Menschling sah uns nur verwirrt an. Wir hatten uns in der Sprache der Feyonari unterhalten – natürlich verstand ein Oruk-hoi kein Wort davon.

Mir aber war klar, was jetzt passieren würde.

Wie ich es mir gedacht hatte, entschied die Älteste, die Ankunft eines Menschlings im Dorf geheim zu halten, ja überhaupt, das Dorf geheim zu halten – und ihn gefangen zu nehmen und zu verstecken. Niemand dürfe den Oruk-hoi in Ankermünde etwas davon verraten, dass einer der ihren hier war. Zunächst einmal müsse er ausgefragt werden.

Den linken Knöchel bandagierte sie, aber um den anderen knotete sie ein Seil. Sie ließ dem Tölpel die Hände fesseln und befahl, diesen in einem leerstehenden Stall anzubinden.

Kapitel 10, in dem A. die Feyonari besser kennen lernen

Ich hatte den Überblick verloren. Als ich ins Brachfeld aufgebrochen war, war es Thurstag gewesen. Wir hatten die Gänge entdeckt, und irgendwann in dieser kalten und dunklen Nacht hatten die Fey mich hierhergebracht. Ich konnte mich an eines dieser Tore erinnern, an einen Schuppen voller Gerümpel. Sie redeten aufgeregt in ihrer seltsamen Sprache. Ich meine, dass Balti wütend klang. Ich blickte sie verwirrt an.

Dann zerrten sie mich mit dem Wagen über einen Dorfplatz. Nebel lag in der Luft, und es war nicht richtig hell. Ich konnte schemenhaft eine ganze Menge Fey sehen, die herbeigelaufen kamen, glaube ich. Dann wurden sie verscheucht. Ich wurde in ein reich dekoriertes Zelt gezerrt. Eine sehr alte Fey sagte etwas, das ich nicht verstand. Sie schmierte eine Art Salbe auf den schmerzenden Knöchel auf der linken Seite, dann verband sie ihn. Aber das war keine Gastfreundschaft. Ich wurde gefesselt und in diesen Verschlag geschleppt, das Seil an einen Balken gebunden und ich ins Stroh geworfen.

Was weiter passiert ist, weiß ich nicht. Ich muss wieder eingeschlafen sein. Jetzt war es draußen heller Tag. Der Verschlag hatte keine Fenster, doch durch die Ritzen zwischen den Brettern und Balken fiel Licht in das Halbdunkel hier im Inneren. Der Staub zeichnete die Lichtstrahlen nach.

War es Freyastag? Oder schon Sonntagsabend? Wie lange hatte ich halb bewusstlos geschlafen? Jedenfalls fühlte ich noch immer großen Hunger, aber müde war ich nicht mehr. Ich machte mir große Sorgen, was nun geschehen würde. Was hatte mein Herr Vater unternommen? Waren schon Soldaten der vaterländischen Armee ausgeschwärmt, um mich zu suchen? Oder wollte er lieber kein Aufsehen erregen?

Ich blickte mich noch einmal in meinem Gefängnis um. Sie hatten mich wie ein Kalb in einem Stall angebunden, auch das Stroh am Boden deutete darauf hin. Mir fiel ein, dass es Märchen gab, in denen zauberkräftige Fey Menschen mästeten und dann verspeisten. Oder waren das gar keine Fey? Ich konnte den Gedanken nicht loswerden. Immer und immer kreiste ich darum. Wollten die Fey mich wie ein Tier schlachten? War das ganze Abenteuer mit Balti vielleicht alles nur eine Falle, in die sie mich gelockt hatten, um ohne Aufsehen an junges Menschenfleisch zu kommen.

Mir wurde heiß und kalt. Schweiß lief mir über die Stirn. Ich redete mir ein, dass sie gleich kommen würden, mit Schlachtmessern. Oder würden sie mich zuerst mästen wollen? Vielleicht war ich zu dürr, so hungrig, wie ich mich jetzt fühlte.

Da klopfte es an der Stalltür. Jetzt kommen sie, dachte ich. Ich schrie laut auf.

„Leise, Menschling!“

Die Stimme war vertraut. Es war Balti, die mit einer Schüssel Haferbrei und einem Krug mit Wasser in den Stall hineinhuschte.

„Iss und trink! Wir haben nicht viel Zeit!“

Ich nahm meinen Mut zusammen.

„Sag mir die Wahrheit. Ich soll gemästet und geschlachtet werden. So ist es doch?“

Balti schaute mich verblüfft an und schüttelte dann den Kopf. Sie lachte.

„Wie kommst du darauf?! Ich weiß nicht, was ihr euch an Schauergeschichten erzählt, aber dass wir Feyonari Menschlinge fressen, das habe ich noch nie gehört. Wobei, du bringst mich auf eine Idee ...“

Sie löste die Fesseln an meinen Händen und kniff mich dann in den Arm.

„Zu dürr, da ist nichts dran. Außerdem haben wir wirklich keine Zeit. Iss und trink, du wirst hungrig sein.“

Diesmal folgte ich ihrer Aufforderung.

Währenddessen erzählte Balti mir, warum ich hier eingesperrt war. Die Feyonari wollten ihr Dorf geheim halten, und gleichzeitig möglichst viel über Ankermünde erfahren. Dazu würden sie mich ausfragen. Was danach geschehen sollte, konnte Balti nicht sagen. Vielleicht würde ich für immer Gefangener der Fey sein.

Balti aber hatte andere Pläne.

„Kannst du laufen?“

Ich probierte es. Es war längst nicht mehr so schlimm wie in der Nacht. Der Knöchel schmerzte noch, aber wenn ich die Zähne zusammenbiss, würde es gehen.

„Gut, dann bringe ich dich jetzt aus dem Dorf.“

Mit einem Messer durchschnitt sie das Seil an meinem Knöchel. Ich trank noch den letzten Schluck Wasser aus dem Krug. Balti huschte aus der Stalltür, schaute sich um und winkte mir dann, ihr zu folgen, einmal um das Stallgebäude herum.

Weit und breit war kein Fey zu sehen. Dafür konnte ich jetzt erkennen, dass der Stall ganz am Rand des Dorfs lag. Hinter dem Stall lag eine Wiese, an deren Rand Dornengestrüpp zu erkennen war.

Balti zeigte darauf.

„In dieser Richtung liegt eure Stadt Ankermünde. Sie ist gar nicht so weit weg, aber auf direktem Weg wirst du nicht dorthin kommen. Der dichte Dornenwald hält Raubtiere ab – und die Menschlinge. Da kommt niemand durch. Er schützt und versteckt dieses Dorf auf allen Seiten. Hier war noch nie ein Oruk-hoi. Außer dir, meine ich.“

„Gut. Aber wie komme ich dann hier raus?“

„Nun, es gibt drei Wege.“

Balti zählte an ihren Fingern.

„Ersten, der alte Weg zum Wächterhaus, zum Haus meiner Großmutter. Den kannte bis gestern niemand. Aber er hilft uns nichts. Du würdest im Brachfeld in der Tiefe gefangen sitzen, und außerdem kommen wir nicht an Franzic und Albuson vorbei. Das sind die beiden, die mir geholfen haben, dich hierher zu bringen. Aber sie haben dich auch an die Älteste verraten.“

„Zweitens gibt es einen Pfad durch die Dornen, der weg von Ankermünde führt, und den wir Fey nutzen. Der wird dir aber nichts bringen. Du müsstest durch das ganze Dorf humpeln, würdest entdeckt werden, und wärst dann weiter von Ankermünde entfernt als jemals zuvor.“

Balti blickte mich ernst an. „Außerdem gibt es da in der Wildnis umherziehende menschenfressende Fey. Also nichts für einen Menschling.“

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dass das ein Witz sein sollte. Mir war nicht nach Scherzen zumute.

„Bleibt also nur Weg Nummer drei. Wenn wir am Rand des Dornenwalds in diese Richtung gehen“ – sie zeigte nach links – „habe ich herausgefunden, dass wir dann zu einer Stelle kommen, an der der Dornenwald in die Küstenberge übergeht. In diesen Dünen ist auch das Haus von Albuson eingegraben. Hinter diesen Hügeln liegt das Meer.“

Sie machte eine Pause.

„Ich werde dich bis hinauf auf die Dünen begleiten. Lange werde ich den schrecklichen Anblick nicht ertragen, und näher an das Meer werde ich nicht gehen. Da bringt mich niemand hin. Aber es ist wohl der einzige Weg, auf dem du nach Ankermünde kommst, ohne jahrzehntelange Befragungen durch die Älteste über dich ergehen lassen zu müssen.“

„Gut. Das Meer macht mir nichts aus. Ich war schon oft am Hafen“, entgegnete ich. Und um ihren Menschenfresser-Scherz etwas entgegenzusetzen, neckte ich sie. „Ich mag das Meer wirklich gerne, zu jeder Jahreszeit. Ich kann stundenlang am Strand sitzen und den Wellen zuhören.“

„Das klingt entsetzlich. Aber genug geredet. Komm mit!“

Und damit setzen wir Baltis Plan in die Tat um. Das war mühsamer, als es in ihren Worten geklungen hatte.

Bereits am Rand des Dornenwalds wuchs Gestrüpp, durch das wir uns nur mit Mühe einen Weg bahnen konnten. Mit meinem Knöchel kam ich nur langsam voran. Die Dünenhügel waren tatsächlich eher Küstenberge, die wir hinaufklettern mussten. Regen setzte ein, und führte dazu, das alles glitschig wurde.

Aber irgendwann standen wir oben auf den Hügeln. Balti blickte einmal auf das Meer und drehte sich dann weg.

Wir verabschiedeten uns.

„Noch eines.“ Sie wandte sich zu mir. „Menschling, Tölpel, Oruk-hoi – sag mir deinen Namen!“. Ich nickte und flüsterte der Fey meinen Namen ins Ohr.

„Ich werde dich wiederfinden. Ist das gut?“

„Ja“, sagte ich, „das ist gut.“

Wir lernten in Ankermünde wenig über die Fey. Das eine, was uns immer wieder eingebläut wurde, war der Befehl, nur ja keinem Fey einen Namen anzuvertrauen. Am besten sollten wir sie überhaupt nicht beachten. Aber wenn es dann doch dazu kam – sagt euren Namen nicht! Gründe dafür wurden uns nie mitgeteilt, aber wir flüsterten uns etwas über Zauberkräfte zu, die die schrecklichen Fey besaßen.

„Und nun lauf!“ – Mit diesen Worten drehte Balti sich um und rannte davon.

Ich blickte ihr noch einen kurzen Moment nach und ging dann meines Weges. Bei mir konnte von Laufen keine Rede sein. Noch immer schmerzte mein Knöchel. Mühsam kletterte ich den Hügel hinab, dem grausam tosenden, silbernen Meer entgegen.

Kapitel 11, in dem A. Ankermünde erneut betritt

Ich versuchte, auf dem halbwegs festen nassen Sand zu bleiben, und zugleich dem Meer nicht so nahe zu kommen, dass mir die Wellen über die Füße schwappten. Trotzdem ging es nur langsam voran. Immer wieder musste ich im Nieselregen pausieren, um meinen Knöchel zu schonen. Immer wieder peitschte Wind vom Meer her. Aber Schritt für Schritt näherte ich mich dem Hafen. Schon war durch den Regen das grelle blaue Licht der hydroelektrischen Beleuchtung zu sehen. Heimatstadt, ich komme!

Normalerweise war der Hafen noch der am wenigsten langweilige Ort in Ankermünde, normalerweise war hier immer etwas los. Schiffe wurden beladen, Waren auf Maschinenkarren gebracht, und Seeleute, die warten mussten, bis ihr Schiff bereit war, lungerten an den Straßenecken herum. Vielleicht lag es an dem stärker gewordenen Regen, vielleicht an den bald beginnenden Lichterfeiern, aber heute war dort keine Menschenseele zu sehen. Ich war ganz froh darum. Ich war durchnässt, meine Haare standen nach allen Seiten ab, an meinen Beinen und Armen klebten Erde und Sand. Der Stadtpolizei wollte ich so nicht über den Weg laufen.

Aber wie sollte ich bis zu unserem Wohnblock kommen? Ich kannte ein paar Schleichwege quer über die Hinterhöfe. Aber vom Hafen bis zur Wohnung – das war ganz schön weit. Mein Knöchel machte mir noch immer zu schaffen, meine Beine taten weh, und mein Magen knurrte.

Ich schaute mich vorsichtig um, und lief aus der im Halbdunkel liegenden Toreinfahrt hinaus auf die Hauptstraße. Ich sah nach links und rechts. Fußgänger waren hier ebenfalls keine zu sehen, aber Maschinenkarren und hydroelektrische Busse surrten vorbei und spritzten das Wasser aus den Pfützen auf den Gehweg. Ich könnte den E15 nehmen, der fuhr bis zu unserem Wohnblock. Nur: Geld oder einen Fahrschein hatte ich natürlich nicht dabei. Unschlüssig ging ich bis zur Haltestelle. Eine Frau umklammerte ihren Regenschirm. Zwei kleinere Kinder zankten sich lautstark. Da kam der E15 angesurrt. Ein Schwall Wasser aus der Pfütze direkt an der Haltestelle erwischte uns alle. Zumindest sahen jetzt alle gleich nass aus. Mit klopfendem Herzen stieg ich hinten in den Dampfbus ein und tat so, als sei es das normalste der Welt. Sechs lange Stationen betrachtete ich durch die beschlagenen Scheiben des Busses Ankermünde.

Glück gehabt, kein Kontrolleur! Blau erleuchtet: unser Wohnblock, hässlich wie eh und je, aber trotzdem ein wunderbarer Anblick.

Mein Schlüsselbund war genauso wie mein Kleingeld in meinem Schulrucksack geblieben – und der lag höchstwahrscheinlich noch immer im Brachfeld. Daran hatte ich nicht gedacht. Jetzt stand ich vor der Wahl, zu klingeln und mich davon überraschen zu lassen, was für einen Empfang mir mein Herr Vater bereitere – immerhin war er wohl zu Hause, zumindest leuchteten auch die Fenster unserer Wohnung blau – oder weiter zu gehen bis zum Brachfeld und nach meinem Rucksack zu schauen. Das war zwar nicht so weit weg, aber ich traute meinem Körper nicht zu, durchzuhalten. Der Hunger und der Regen alleine reichten schon, dass ich mich erschöpft fühlte.

Ich entschied mich also, zu klingen. Hatte ich gesagt, dass mein Herz geklopft hatte, als ich ohne Fahrschein mit dem hydroelektrischen Bus gefahren bin? Jetzt klopfte es noch um einiges stärker.

Nach einer Zeit, die mir sehr lang erschien, hörte ich die Stimme meines Vaters in der Sprechanlage, ein kurz angebundenes „Wer da?“

„Herr Vater, ich bin es. Ich bin zurück.“, sagte ich.

Es gab keine Antwort, aber der Türöffner machte nur ein schnarrendes Geräusch. Ängstlich und mit letzter Kraft stieg ich die vier Treppen mit ihren insgesamt 92 Stufen bis zu unserer Wohnung hinauf.

Mein Vater stand in der Tür der Wohnung, aus der helles blaues Licht auf den kaum beleuchteten Hausflur quoll.

„Tatsächlich, du bist es. Lass dich anschauen. Wo warst du nur?“

Das klang besorgt, nicht wütend. Zögerlich ging ich auf ihn zu und umarmte den Herr Vater. Er klopfte mir auf die Schultern.

„Ich habe Teewasser aufgesetzt. Etwas Warmes wird dir guttun, Kind.“

Ich nickte und folgte ihm in die kleine Küche.

An der Garderobe blieb ich stehen. „Da ist mein Rucksack, Herr Vater?“

„Ja, mein Kind, und du wirst mir erklären müssen, was es damit auf sich hat. Setz dich. Als du nicht nach Hause gekommen bist, habe ich nicht gleich die Stadtpolizei alarmieren wollen. Ein paar Freunde von mir in der vaterländischen Armee aber habe ich gebeten, doch Ausschau zu halten. Ich habe auch selbst gesucht, Kind. In der Nähe der Schule, im Brachfeld, da war der Rucksack.“

Streng blickte er mich an und wies auf den großen Riss im Stoff. „Sorgsam umgegangen bist du ja nicht gerade damit.“

Mein Herr Vater goss mir Tee ein. Dann kramte er in einer Schublade und holte zwei Gegenstände heraus – die Kerze und das Feuerzeug, die Balti verwendet hatte. Jetzt, im hellen blauen Licht, war klar zu erkennen, dass es sich um ein Fey-Feuerzeug handelte.

„Das hier lag in der Nähe, hat mir Soldat Martinsen gesagt. Er hat den Rucksack gefunden.“

Ich überlegte fieberhaft. Wenn die vaterländische Armee Baltisanders Haus im Brachfeld gefunden hatte, wussten sie vielleicht bereits über die Gänge Bescheid – und waren möglicherweise schon auf dem Weg zum geheimen Dorf der Fey.

„Ich habe im Brachfeld gespielt, Herr Vater. Da war eine Ruine, die ich erkunden wollte. Nach der Schule war das. Ich, äh, musste dann dringend, und bin dazu ein Stück in das Gehölz hineingegangen. Und dann, äh, der Weg zurück ...“

Mein Vater lachte laut auf. „Ha! Das sieht dir gleich. Treibst dich im Brachfeld rum, und schaffst es dann, beim Pinkeln die Orientierung zu verlieren. Soldat Martinsen hat eine tiefe Grube erwähnt, ein durchbrochener Keller der Ruine oder so etwas. Klang nach einer richtiggehenden Falle, was Soldat Martinsen da beschrieben hat. Er hat wohl hineingeleuchtet, aber nichts gesehen. War wohl nur ein schmaler Weg rund um diese Grube. Bei der Tiefe hätte das böse enden können. Ein falscher Schritt, und ... – aber offensichtlich bist du nicht hineingestürzt. Glück gehabt, mein Kind. Wäre sonst traurig ausgegangen. Aber jetzt bist du ja wieder da.“

Ich atmete auf. Offensichtlich hatten die Soldaten der vaterländischen Armee nur sehr oberflächlich gesucht. Oder Balti hatte die Tore zu den Gängen wieder verschlossen. Jedenfalls war das Geheimnis der Feyonari wohl sicher vor der vaterländischen Armee.

Mir kam eine Idee. Meinem Herrn Vater nicht die Wahrheit sagen zu können, tat weh. Aber es musste sein. Er würde nie verstehen, dass ich die Fey schützen wollte, statt zu versuchen, Rache an ihnen zu nehmen.

„Ihr sagtet, dieses Feuerzeug und diese Kerze seien auch dort gefunden worden, Herr Vater?“

„Ja, sieht nach den Fey aus. Überall liegt Müll, wo die sich aufgehalten haben. Kannst du erklären, was es damit auf sich hat, Kind?“

„Das ist der Grund, warum ich nicht direkt wieder zu meinem Rucksack gehen konnte, Herr Vater. Als ich mich nach meiner Verrichtung auf den Weg zurück zu der Ruine machte, fiel mir dort ein rötlicher Lichtschein auf. Ich versteckte mich hinter einem Mauerrest und sah dort einen von diesen Fey, der sich an meinem Rucksack zu schaffen machten. Ein kräftiger Kerl, Herr Vater, der ganz verschlagen aussah. Ich gebe es nicht gerne zu, aber ich habe es da mit der Angst bekommen, Herr Vater, und wollte dann auf einem anderen Weg nach Hause, um euch zur Hilfe zu holen.“

Der Herr Vater fühlte sich offensichtlich in seinen Annahmen über mich bestätigt. „Mein Kind ist ein Angsthase. Aber die gerechte Strafe dafür scheinst du dir selbst geholt zu haben, wenn ich das richtig sehe. Kommt einmal vom Weg ab, um dann drei Tage durch die Wildnis zu irren, bei diesem Wetter – das ist mir Strafe genug. Trink jetzt deinen Tee, iss etwas. Ich sage Soldat Martinsen Bescheid, dass du gefunden wurdest. Und dann ab in dein Zimmer, Kind!“

Epilog

A. musste einige Tage zu Hause bleiben, bis der Knöchel wieder geheilt war. Nach den Lichterfeiern, als die Schule wieder begann, stieß das Fach Vaterländische Geschichte bei A. auf neu gefundenes Interesse. Hier war nicht viel über die Feyonari zu erfahren, aber das wenige, das im Unterricht vorkam, sog A. nun begierig auf, um die eigenen Erlebnisse zu unterfüttern.

A.s Vater hatte angesichts der guten Noten in Mathematik und Mechanik gehofft, dass A. in den technischen Dienst der Nordermark gehen würde, oder doch zumindest den Weg in die Verwaltung finden würde. Stattdessen bewarb A. sich bei der Wissenschaftlichen Reichsakademie. Nach einem Studium der Landeskunde und der Vaterlandsgeschichte wurde A. noch recht jung auf eine Professur berufen und hier zur Gründerfigur der Feyonaristik, später zum gefeierten Idol einer jungen Generation, die für die Gleichberechtigung zwischen Menschen und Feyonari kämpfte.

Baltisander a Roná a Barmuna kehrte zunächst in die geheime Siedlung der Feyonari zurück. Viele dort verübelten ihr, dass sie eigenmächtig den gefangenen Menschling befreit hatte und sie damit alle der Gefahr aussetze, von der Oruk-hoi entdeckt und angegriffen zu werden. Aber immerhin war sie zurückgekehrt und stellte sich der Ältesten, um sich zu erklären. Das beeindruckte viele in dem Dorf und verschaffte ihr ein gewisses Maß an Respekt, der noch wuchs, als klar wurde, dass ihr Vertrauen in den Menschling berechtigt gewesen war.

Später schloss Baltisander sich einer Gruppe umherstreifender freier Feyonari aus ihrer Generation an. Gemeinsam erkundeten sie die unterirdischen Gänge und Ruinen der Stadt Tefeynii und andere Überbleibsel der alten Lande. Sie gründeten eine neue, unterirdische Siedlung. Aus dieser anfangs vor allem von Neugierde angefeuerten Unternehmung wurde die Grundlage für den „Aufbruch aus dem Versteck“, und für ein neues Selbstbewusstsein der Feyonari.

A. wurde zu einem wichtigen Bindeglied zwischen den freidenkerischen Zirkeln der Nordermark und den für einen gemeinsamen Neuanfang kämpfenden Feyonari. Eine wichtige Voraussetzung dafür war die tiefe Freundschaft zwischen Baltisander und A., die anfangs im Geheimen gelebt werden musste und später Literaten anregte und bekanntermaßen vor einigen Jahren sogar verfilmt wurde.

Noch immer gibt es zwischen Menschen und Feyonari in der Nordermark ein großes Misstrauen. Formal sind beide heute gleichberechtigt und können an den inzwischen regelmäßig abgehaltenen Wahlen teilnehmen. Ja, selbst in Ankermünde gibt es

inzwischen einige Straßenzüge, in denen die orangefarbenen Lampen der Feyonari leuchten, und dort, wo einst das Brachfeld lag, erstreckt sich heute das farbenfrohe Nwa'tefeynii.

Trotzdem: das Misstrauen ist noch immer da. Nur wenige Menschen lernen die Sprache der Feyonari und beschäftigten sich mit deren Kultur. Vorurteile halten sich lange. Und einige der Radikaleren unter den Feyonari hoffen darauf, die Menschen eines Tages wieder aus dem Land ihrer Vorfahren zurückzudrängen. Andere jedoch arbeiten zusammen mit den Oruk-hoi daran, sich an die Übel der Vergangenheit zu erinnern und daraus für eine gemeinsame Zukunft in der Nordermark zu lernen.

Ob es dazu gekommen wäre, wenn A. nicht eines Tages zu dieser Ruine im Brachfeld aufgebrochen wäre und einer jungen Feyonari namens Baltisander a Roná a Barmuna das Wort gegeben hätte, zu helfen?